



Harald Lemke

Gastropolis oder das Recht auf Städte aus Gärten

Der Großkünstler und Gastrosoph Joseph Beuys¹ forderte als Erster das moralische Recht auf Städte aus Gärten ein: die Gastropolis. Mit ihm begannen die – inzwischen zum Beispiel als *Urban Gardening*, *Local Food* und *City Farming* bekannte – globale gastropolitane Bewegung und der gastropolitische Kampf um urbane Agrikultur. In einer Aktion im März 1977 beackert Beuys den Vorgarten seines Berliner Galeristen, auf seinen Knien über dem Stückchen Erde – dem lokalen „Terroir“ – gebeugt, gräbt er mit einer Harke in der linken Hand den Boden auf, um eine runzlige Kartoffel als Saatgut zu stecken.² Am Ende der Documenta 6 im Oktober desselben Jahres erntet er die Früchte seiner Aktion. Selbst angebaute Kartoffeln als Erzeugnisse eines kreativen Widerstands gegen die industrielle Landwirtschaft und das gesellschaftlich vorherrschende Nahrungsdispositiv und darüber hinaus als ein „elementares Bild unangepassten Überlebens jenseits von Stadtguerillagewalt“³, die in jenem Jahr von den gewaltsamen Aktionen der RAF-Terroristen ausging. Mit seinem *Guerrilla Gardening* setzt Beuys auf einzigartige Weise eine Praxis in Gang, deren revolutionäre Kraft kaum zu überschätzen ist. „Wenn ein Mensch“, erläutert Beuys zu seiner Gartenkunst, „als Bauer etwas Wahrhaftes nachweisen, wenn er ein lebenswichtiges Produkt aus der Erde entwickeln kann, dann muss man ihn doch als ein wirklich schöpferisches Wesen auf diesem Felde bezeichnen. Und insofern muss man ihn doch als Künstler akzeptieren.“⁴ Doch seine künstlerische Intervention tut weit mehr, als die bäuerliche Arbeit des Anbaus von Nahrungsmitteln wertzuschätzen, indem sie – zu Kunst erklärt – „aufgewertet“ wird. Seine Aktion befreit die tragische Figur des Bauers aus der „Idiotie des Landlebens“ (Marx) und aus den ebenso kapitalistischen, wie immer noch archaischen Zwängen eines durch harte und obendrein schlecht bezahlte Arbeit und gesellschaftliche Rückständigkeit bestrafte Daseins. Indem Beuys sich selbst als Bauer in Szene setzt, erfindet er die revolutionäre Figur des Stadtbauers – den gastropolitane Prototyp des gärtnernden Städters, des Aktivisten einer urbanen Agrikultur, und zwar in der neuen gastropolitischen Form einer freiwilligen Teilzeitaktivität und Nebenerwerbstätigkeit.⁵ Der Sozialutopist und Schamane Beuys kehrt damit eine unheilvolle Richtungskraft des menschlichen Zivilisationsprozesses um. Einen massiven Urbanisierungsprozess, der seit Jahrtausenden die kulturelle Verwandlung der bäuerlichen Existenz in das Dasein eines landflüchtigen und der bäuerlichen Welt und der kostbaren Natur entfremdeten Stadtbewohners erzwingt.

Seit diesen Anfängen einer Stadtbau-Kunst im öffentlichen Raum ist in den zurückliegenden Jahrzehnten die Menge an Menschen, die in ihrem urbanen Lebensumfeld ein Stück Garten nutzen, den sie sich legal oder wild angeeignet oder erkämpft haben, um Nahrungsmittel selbst anzubauen, beträchtlich gewachsen. Mehr als 30 Jahre später,



Susan Leibovitz Steinman, *Gärten für alle*, Interventionen im öffentlichen Raum Hamburg Wilhelmsburg, Ausstellungsplattform Kultur|Natur zur Stadt im Klimawandel, 2008, Fotos: Nele Guelck

im März 2009, legte sogar die Frau des „mächtigsten Manns der Welt“, Michelle Obama, zusammen mit Grundschulern aus Washington den *White House Kitchen Garden* an. Der Küchengarten soll honorierte Staatsgäste des Hauses mit frischem, selbst angebautem Gemüse versorgen. Und er soll, wie schon in der Kunst von Joseph Beuys, symbolischer Politik dienen: zum Nachdenken und Nachmachen ermutigen. Doch die wirklichen Orte dieser gastropolitischen Revolution sind weder die Kunst noch die Politik – schon gar nicht die Politik des Weißen Hauses.

Jenseits bloßer politischer oder künstlerischer Symbolik, aber ebenso ohne spektakuläre Bilder des Massenprotestes greifen vielerorts und in jedem Teil der Welt immer mehr ganz gewöhnliche Städter – wie Sie und ich – zur Harke, um als Stadtbauer tätig zu werden. Ob in Mexico City, im australischen Brisbane, in New York oder San Francisco, in Belo Horizonte oder in Toronto, Kyoto, London, Hamburg – überall sind sie und ihre neuen Gemüsegärten inmitten der westlichen Metropolen. Die buchstäbliche „Graswurzel-Bewegung“ der City-Farmer lebt nicht von gern als spießbürgerlich angesehenen Schrebergärtnern. Sie gehört vielmehr einem jungen urbanen Milieu an, das „sozialökologischen Lifestyle“ für sich nicht nur politisch reklamiert, sondern Autonomie und neue Lebenswerte auch mehr und mehr im Alltag selbst gestalten will.

Es ist sinnlos, diese gastropolitischen Akteure als naturliebende Großstädter und ihre Kleingärten als kleinbürgerliche Landidyllen zu belächeln und ideologisch als Luxushobby für die „Happy Few“ abzutun. So leicht wird man sie und ihre wildwüchsigen sozialen Kräfte nicht los. Dies hängt mit der bemerkenswerten Konvergenz zusammen, die zwischen ihnen und den zahllosen Aktivitäten einer urbanen Agrikultur in vielen Städten und Regionen des Südens herrscht. In allen Entwicklungsländern wachsen Subsistenzwirtschaft und Küchengärten für die tägliche Selbstversorgung. Ob in Nairobi in Kenia oder im zairischen Kisangani, in afrikanischen Staaten nicht weniger als in Lateinamerika und Indien, im post-maoistischen China oder in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion, wie in St. Petersburg oder Kuba, wo erst nach dem Ende des politisch erzwungenen Kommunismus endlich (wenn man so will) ein gastropolitischer Kommunismus aufblüht – wohin man schaut: Überall entstehen in bunter, kleinräumlicher und ortsspezifischer, lokaler Diversität landwirtschaftlich genutzte Küchengärten. Für viele Städter ist ein Stück Land, zumindest in der Größe oder Kleinigkeit eines Gartens, angesichts zunehmender Armut und Arbeitslosigkeit nicht weniger als Menschenwürde und Ernährungssouveränität überlebensnotwendig. Zweifelsohne handelt es sich hier um sehr verschiedene Akteure, die aus extrem unterschiedlichen gesellschaftlichen Verhältnissen und sicherlich auch aus gegenläufigen, politischen und persönlichen Motiven versuchen, sich selbst zu versorgen. Dennoch haben diese verschiedenen Menschen etwas Gemeinsames, das ihnen die erforderliche Vernetzung und Einheit einer sozialen Bewegung oder „Klasse“ verleiht und wovon ein Teil zu sein, viele sich bewusst sind. Gemeinsam haben sie, dass sie ökologische und ortsspezifische, lokale Mittel der Selbstversorgung anbauen; außerdem, dass sie alle ihren

städtischen Lebensraum selbst gestalten, oft demokratisch in Gemeinschaft mit anderen. Indem jeder Einzelne von ihnen zumindest einen Teil der eigenen Lebensmittel anbaut, ist er als Stadtbauer gastropolitisch wirksam. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass diese City-Farming-„Terroiristen“ die treibende Kraft einer gastrosophischen Revolution der Städte sind. Urbane Agrikultur trägt schon jetzt bis zu einem Drittel der globalen Nahrungsproduktion bei. Mehr als eine Milliarde Menschen bauen bereits Gemüse, Obst oder Kräuter an und halten sich Hühner, Schweine oder andere Nutztiere.

Die Befreiung der Stadt aus ihrem urbanistischen Gegensatz zum Land und ihre ideale Vereinigung ist kein ungewöhnlicher Wunsch. Und doch unterscheiden sich die diversen Vorläufer dieser Utopie in vielerlei Hinsicht grundlegend von der Gastropolis, die gegenwärtig heranwächst. So reagiert Platon, der erste große Utopist und Staatstheoretiker unserer Geistesgeschichte, auf den Zerfall der antiken Polis mit dem philosophischen Masterplan zu einer neuen Politeia. Im Unterschied zu Platon, der die ideale Gesellschaft letztlich doch von der ländlichen Welt strikt trennt, gewinnen Stadtgärten in der 1516 erschienenen Schrift „Utopia“ des englischen Sozialreformers Thomas Morus erstmals systematische Bedeutung. Er sah eine Tätigkeit „alle Männer und Frauen gemeinsam ausüben: den Ackerbau.“⁶ Auch der einflussreiche französische Frühsozialist Charles Fourier konzipiert den Bauplan einer „harmonischen Gesellschaft“, die „uns mit der Liebe zur Landwirtschaft erfüllen wird, die heute abstoßend ist und die man nur notgedrungen und aus Angst zu verhungern betreibt.“⁷ Die zweifelsfrei prägendste Fiktion einer modernen „Gartenstadt“ stammt von Ebenezer Howard: „Garden Cities of To-morrow“ von 1902.

Doch wie schon bei Platon, Morus, Owen, St. Simon, Fourier und sämtlichen anderen Utopie-Architekten, so ist auch die praktische Verwirklichung der „Gartenstadt“-Idee von Howard letztlich an der sozialen Realität gescheitert. Desgleichen werden gegenwärtige und zukünftige Stadtplanungen einer idealen „Ökopolis“⁸ oder andere Masterpläne einer „Nachhaltigen Stadt“ aus diesem Grund mit ihrem selbst gemachten „planmäßigen“ Scheitern zu kämpfen haben, weil sie in wenigen Köpfen oder am Reißbrett nach dem alt-hergebrachten Top-Down-Prinzip konstruiert werden. Sie werden bleiben, was sie sind: U-topien, Nicht-Orte (griech. ou-topos), nicht gelebte, theoretische, bloß ausgedachte und für schöne Imagekampagnen taugliche Stadtpläne. Und nicht etwa, was in dem Begriff ebenfalls steckt: Eu-topien, gute Orte, Orte des allgemeinen Wohls (griech. eü-), in der Alltagspraxis der Menschen gelebte Städte. Und genau dies ist auch der Grund dafür, weshalb es falsch wäre, würde man den Beuys'schen Stadtbau und die universelle Stadtgarten-Bewegung als die Verwirklichung der modernen Gartenstadt-Utopie begreifen.⁹

Die Stadtbauer – reich oder arm, klein wie groß, schwarz oder weiß – leben in praxi ihren Gartenbau. Sie gestalten Stadt „von unten“, von sich selbst aus, und nicht auf Geheiß „von oben“, wie es die Stadtentwicklungspolitiker mögen. Wachsende Städte existieren tatsächlich; sie wuchern aber an anderen Orten und nach anderen Gesetzen und

Gesetzesüberschreitungen, als die Stadtoberen es sich wünschen. Ihre Eutopie ist mit der Realität fest verwurzelt, sowohl im buchstäblichen wie im metaphorischen Sinn. Denn ihre revolutionäre Praxis baut auf den gesellschaftlichen Gegebenheiten auf, und sie ist gleichsam wie ein dialektischer Trieb über die anfänglichen kommunal-partizipatorischen Stadtpark-Fiktionen von gestern (beispielsweise das gleichnamige Hamburger Projekt *park fiction* aus den 1990er-Jahren) hinausgewachsen. Das demonstrativ eingeforderte „Recht auf Stadt“ – auf mehr demokratische Mitbestimmung und künstlerisch-kreative Gestaltungsspielräume seitens der Stadtbewohner – hat sich bei vielen Citoyens, denen es weniger um subpolitische Symbolaktionen geht als um reale Praxis, zu gastropolitischen Stadtgärten-Aktivitäten und einer vernetzten Multitude der rhizomatischen Räume (Negri/Hardt) weiterentwickelt.¹⁰

Karl Marx, der Kommunismusprophet, kritisierte die Gartenstädte der früheren Utopisten zu Recht als Luftschlösser und Errichtungen kleiner Alternativkommunen, denen die sozialen, kulturellen und ökonomischen Voraussetzungen ihrer globalen Verbreitung und permanenten Verwirklichung fehlten. Diese Kritik lässt sich auf die gastropolitane Bewegung nicht anwenden. Diese gedeiht erst auf dem gesellschaftlichen Nährboden einer durchkapitalisierten Welt. Sie erwächst dem gesellschaftlichen Kampf um die Zukunft der Stadt und aus den existenziellen Problemen, die durch die weltweite Verstädterung entstanden sind und Tag für Tag größer werden. Die längste Zeit der menschlichen Kulturgeschichte lebte die überwältigende Mehrzahl auf dem Land und in dörflichen Lebensräumen. Erst neuerdings tummelt sich die Hälfte der Weltbevölkerung in urbanen Ballungsgebieten, Megacities und Molochen aus Slums. Die moderne Entwicklung des städtischen Lebens ist geprägt durch funktionelle Segmentierung und heterotopische Zersiedlung, durch Flächenausdehnung und eine Mobilisierung der Massen und der Bewegungsräume durch Verkehrssysteme und Privatfahrzeuge. Die urbane Lebensweise schafft einen unersättlichen Appetit auf Energie und Ressourcen und heizt dadurch, wie nichts anderes, das globale Klima auf. Städte bevölkern lediglich zwei Prozent der Erdoberfläche, aber sie konsumieren drei Viertel sämtlicher Lebens-Mittel. Heutige Metropolen sind schwarze Löcher und hungrige Monster – sie drohen den Planeten mit Haut und Haaren zu verschlingen. Doch sie können jederzeit ergrünen und zu lokalen Gemeinschaftsgärten mutieren. Die dringlich gebotene und vielfach beschworene Zukunftsfähigkeit der Städte scheint nur aussichtsreich, wenn sich eine radikale Revolution der Art, wie wir wohnen, Strom erzeugen, Wasser gebrauchen, einander öffentlich begegnen und uns fortbewegen und ernähren, ereignet. Die Re-Agrarisierung der Stadtgesellschaft durch den urbanen Gartenbau und die Implantierung lokaler Ökonomien und Selbstversorgung spielen dabei eine entscheidende Rolle. Eine Welt, in der alle Menschen satt werden und gut essen, im Sinne einer gastrosophischen Ethik, braucht nicht immer weniger, sondern ohne Ende mehr Kleinbauern – auf dem Lande und in den Städten. Sie braucht Landwirte und Stadtbauern wie Beuys und Obama oder Sie und mich. Vor allem braucht sie eine lebendige Stadtpolitik.

Die gesellschaftlichen Auswüchse, kulturellen Ableger und individuellen Seitentriebe oder verwilderten Mutationen von Städten aus Gärten überwuchern wie „Unkraut“ Betonwüsten, Industriebrachen, eingezäunte Grundstücke, leblose Straßen und unzählige Parkplätze einer unwirtlichen Urbanität. Ihre Aktivität verwandelt ungenutzte, aber herausgeputzte Schrebergärten im Nu in Kartoffelfelder und Grünkohläcker, desgleichen Schulgärten, Dächer, Verkehrsinseln, Naherholungs-Grünanlagen, Volksparks jeglichen Typs. Kleingärten zählen schon jetzt zu einer der beliebtesten Freizeitaktivitäten einer großen Menge an Stadtbewohnern. Sie könnten ein realer Nährboden für die Entwicklung einer kleinbäuerlichen Urbanität sein. Ebenso sind Häuser mit Gärten in Vorstädten sowie Hinterhöfe von innerstädtischen Mietwohnungen ideale Orte einer gastropolitane Zukunft. Damit sich unsere urbanen Lebensräume in ökologisch nachhaltige und demokratisch gestaltete Städte transformieren können, wird die Stadtentwicklungspolitik die Impulse und Veränderungskräfte der Bewegung aufnehmen und verstärken müssen. In vielen Ländern wird bereits mit *City-Farming-Programmen* experimentiert: Mexico Citys Stadtregierung startete 2007 ein *Backyard-Agricultural-Programme*. Ähnliches findet statt im chilenischen El Manzano oder im japanischen Fujino oder unter den zapatistischen Räten der Guten Regierung nicht weniger als im kenianischen Nairobi im Rahmen der Kibera Youth Reform Organic Farm. Das kanadische Toronto, mit einem Food Policy Council ausgestattet, erntet seit Jahren gute Erfahrungen und Nahrung aus seinen biodiversen und klimafreundlichen Küchengärten. Die offizielle Sprecherin des Chair of London Food mit dem passenden Namen Rosie Boycott weiß: „Wir müssen die Nahrung wieder zurück in die Herzen der Städte bringen.“ Zahlreiche Beispiele für eine solche Gastropolitik, mit der Stadtregierungen lokale Initiativen unterstützen oder in Gang setzen, ließen sich auflisten.¹¹ – Was vor nicht allzu langer Zeit mit kleinen schrumpeligen Kartoffeln anfang, die der Berufsrevolutionär Beuys unter vollem Einsatz seines erweiterten Kunstbegriffs als Saatgut in die Erde eines Berliner Vorgartens einpflanzte, ist zu etwas herangewachsen, was das Zeug hat, vielleicht einmal richtig groß zu werden: die Gastropolis, Städte aus Gärten.

- 1 Zur wenig bekannten Gastrosophie und Eat Art von Joseph Beuys siehe: Lemke, Harald: Die Kunst des Essens. Zur Ästhetik des kulinarischen Geschmacks. Transcript Verlag, Bielefeld 2007.
- 2 Joseph Beuys. Kartoffelernte 1977. Produktion Galerie René Block, VAM – future kids, Realisation Michael und Carmen Geissleer, s/w, 55 Minuten.
- 3 Beil, Ralf: Künstlerküche. Lebensmittel als Kunstmaterial von Schiele bis Jason Rhoades. DuMont Verlag, Köln 2002, S. 225.
- 4 Joseph Beuys in: Burckhardt, Jacqueline (Hg.): Ein Gespräch: Joseph Beuys, Jannis Kounellis, Anselm Kiefer, Enzo Cucchi. Parkett Verlag, Zürich 1986, S. 115.
- 5 In der unmittelbaren Nähe zu seinem Düsseldorfer Studio, außerdem in seinem kleinen Landhaus im holländischen Veert, und erst recht auf seinem eigenen Stück Land in der Toskana betätigt sich Beuys in der Kunst des Ackerbaus. De Domizio Durini berichtet von einer geradezu kitschigen Idylle des toskanischen Landlebens: „Here Joseph Beuys turned into a farmer, into a true man of the country. He looked after his plants, prepared the manure heap, and made compost with bio-degradable garbage; he tidied the lumber and pruned the plants. (...) He looked after his ponies, and cleaned out the stables. (...) He burnt things that were of no use and then used the ashes to put in his organic compost heap. He picked vegetables and herbs from his vegetable garden in order to prepare his delicious dishes.“ De Domizio Durini, Lucrezia: Joseph Beuys. The Art of Cooking – La Cucina di Beuys. Charta, Milano 1999, S. 22.
- 6 Im Ackerbau, so malt sich der Stadtphilosoph Morus aus, „ziehen sie Reben, Obst, Gemüse und Blumen von solcher Pracht und Schönheit, dass ich niemals etwas Üppigeres und zugleich Geschmackvolleres gesehen habe. Dabei sporn ihren Eifer nicht nur die Freude an der Sache selbst an, sondern auch der Wettstreit der Stadtteile untereinander in der Pflege der Gärten. Und gewiss könnte man in der ganzen Stadt nicht leicht etwas anderes finden, das dem Nutzen sowie dem Vergnügen der Bürger dienlicher wäre, und eben deshalb scheint der Gründer auf nichts größere Sorgfalt verwendet zu haben als auf die Anlage derartiger Gärten.“ Morus, Thomas: Utopia. Rowohlt Verlag, Reinbek 1964, S. 52.
- 7 Fourier, Charles: Theorie der sozialen Bewegungen. Rowohlt Verlag, Reinbek 1977, S. 51.
- 8 Wie beispielsweise das nahe bei Shanghai gelegene Megacityprojekt *Dongtan Greenport* – wo mit Gewächshochhäusern, futuristischen Technologien eines *Vertical Farming*, und mit *Pig City*, Wolkenkuckucksheimen für Schweine, experimentiert wird.
- 9 Hier kommt alles darauf an, *Stadtbau* beziehungsweise das *Bauen von Städten* (aus Gärten) richtig zu verstehen. Der Gartenstadt-Bau, wie jeder Bauplan einer idealen Stadt, ist die Sache von Stadtplanern, Architekten und Bauherrn. Sie entwerfen Pläne für Straßen, Häuser und Parks und lassen diese dann aus Stein, Stahl, Glas, Beton und Asphalt bauen. Ihre Stadt ist die Stadt der errichteten Gebäude, zu denen die Stadtbewohner zuletzt als bewegliche (Bau-)Körper hinzukommen. Stadtbau vom städtischen Gartenbau zu denken heißt, die Stadt als eine alltägliche Lebenspraxis zu verstehen. Als Ort, wo viele Menschen Tag für Tag arbeiten, sich begegnen, einkaufen gehen, wohnen, schlafen, essen und unter anderem, aber eben immer mehr, auch kleine Gärten und „Ländereien“ gemeinsam kultivieren. Das Bauen von Städten (aus Gärten) geschieht durch diese täglichen Aktivitäten der Menschen. Alle Stadtbewohner und nicht einzelne Stadtplaner bauen, wenn sie Gemüse anbauen und Gärten bewirtschaften, in einem topischen (urbane Räume produzierenden) Sinne mit an der Stadt. – Die Schwierigkeit eines richtigen Verständnisses von *Stadtbau* beziehungsweise vom *Bauen von Städten* hängt – wie sprichwörtlich beim Wald, den man vor lauter Bäumen nicht sieht – damit zusammen, dass man vor lauter Gebäuden die Stadt, die gelebte Stadt, nicht sieht.
- 10 Auf diese Zusammenhänge bin ich ausführlicher eingegangen in: Lemke, Harald: Im Gemüse leben. Globale Renaturalisierung der Stadtgesellschaft durch urbane Agrikultur, in: Haarmann, Anke/Lemke, Harald (Hg.): Kultur | Natur. Kunst und Philosophie im Kontext der Stadtentwicklung. 2 Bde, Jovis Verlag, Berlin 2009, S. 121–136.
- 11 Bakker, Nico/Dubbeling, Mariëtte et al. (ed.): Growing Cities, Growing Food. Urban Agriculture on the Policy Agenda. Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung, Feldafing 2000.



Urbane Landwirtschaft: Umzug Gartenanlage Prinzessinnengarten, Berlin, 2010,
Fotos: privat